Im Schuldbuch des Hasses

Von Georges Ohnet.

(9. Fortsetzung.)

Der Journalist, der sich auf dem Absatz herumdrehte, flüsterte dem Enttäuschten mit schlauer Miene zu: „Sie kommen nicht auf Ihre Kosten, mein Bester.... Ich ja übrigens auch nicht... das bringt nur der Geldsack da fertig. Wollen Sie meinen guten Rath? Dann halten Sie sich an den Gatten."

Lydia flüsterte indeß dem Bankier hinter ihrem Fächer hervor zu: „So sind Sie also heute mit der Börse zufrieden?"

„Ja, und ich glaube, Sie werden es auch sein, wenn ich Ihnen sage, daß Sie zweimalhunderttausend Franken verdient haben."

„In so kurzer Zeit?"

„In derselben Zeit, die andre dazu gebraucht haben, um so viel zu verlieren.... aber Ihr Herr Gemahl gewinnt noch mehr als Sie."

Eine leichte Falte ward auf Lydias weißer Stirne sichtbar und in ihren Augen blitzte es böse auf, als sie sagte: „Ich benachrichtige ihn stets von den Winken, die Sie mir geben. Es ist gut für ihn, daß Sie uns zur Seite stehen.... wenn Sie sich aber zufällig eines Tages täuschen sollten..."

„Ich werde mich eben nicht täuschen. Bedenken Sie doch, es handelt sich um Sie, um Ihren Luxus, um Ihr Wohl, Ihr Glück.... und all dies ist mir unendlich viel.... wenn Sie ahnten..."

Er wurde sehr roth und brachte die letzten Worte nur noch stammelnd hervor. Sie aber unterbrach ihn trocken: „Reden Sie doch kein dummes Zeug, Bernheimer."

Dabei sah sie ihm halb sarkastisch, halb verächtlich ins Gesicht und stand dann auf. Während sie an ihm vorüberging und er ihr in gedrückter Stimmung folgte, sagte sie zu Roquiere: „Jetzt ist die Reihe an Ihnen, Marquis; ich möchte tanzen."

Und als Roquiere ihr strahlend den Arm bot, fügte sie mit einem Lächeln, zu Bernheimer gewandt, hinzu: „Ich überlasse Ihnen meinen Mann; trösten Sie sich gegenseitig."

Der Bankier verzog den Mund zu einer Grimasse, aber die junge Frau trat schon über die Schwelle des großen Saales. Ploerne hatte sich instinktiv abseits gestellt und schaute, gegen eine Thüreinfassung gelehnt, den sich im Walzer drehenden Paaren zu. Der Bankier streifte den Träumer mit einem geringschätzenden Blick und folgte der Gräfin. Raimond schien sehr aufmerksam zuzusehen, aber die ihn umschwirrenden Gestalten beschäftigten seine Gedanken nicht. Diese weilten fern von dem Feste, fern von den geputzten Menschen. Ihm schwebte ein andrer Raum vor, der Salon in seinem eigenen Hause, der, von dem milden Schein der Lampen erhellt und von einem behaglichen Kaminfeuer durchwärmt, ein friedlich stilles Heim bot. Auf einem kleinen Sofa mit weichen Kissen war Madame de Saint-Maurice ein wenig eingenickt, und Lydia saß, eine Handarbeit zwischen den schlanken, weißen Fingern haltend, am Tische, während er, scheinbar in einem Buche lesend, in ihren Anblick versunken war. Kein Laut störte das traute Beisammensein; nur die Uhr tickte leise. Welch herrliche Tage des Seelenfriedens und der Herzensruhe!

Das war so in den ersten Zeiten nach ihrer Verheirathung gewesen. Da mit einem Mal hatte sich ihre Lebensweise verändert. Die Gesellschaft hatte sich ihrer bemächtigt und hatte sie nicht mehr freigegeben. Allmählich wurden die Abende am Kaminfeuer seltener, und jetzt war es eine seltene Ausnahme, wenn man zu Hause blieb. Dann langweilte sich die Gräfin zum Sterben und machte kein Hehl aus ihrer schlechten Laune. Madame de Saint-Maurice, die froh war, ihre Tochter ein paar Stunden für sich zu haben, gab sich redlich Mühe, die Unterhaltung mit Raimond aufrecht zu erhalten, ja selbst in ein heiteres Fahrwasser zu bringen, um Lydia aus ihrer widerwärtigen Stimmung zu reißen, aber die Anstrengungen der Mutter sowohl, als des Gatten waren vergebens und das Weltkind gähnte, fern von der Welt, in der Erschlaffung, die nach den durchtanzten Nächten über sie kam. Und ohne Rücksicht auf die andern, zog sie sich dann in ihr Zimmer zurück, wo ihr Leila beim Auskleiden helfen mußte.

Seit er mit Lydia verheirathet war, versuchte Raimond die junge Frau zu studiren. Im ersten Taumel der Leidenschaft war er unfähig zu einem logischen Gedanken gewesen. Während er sich ganz dem Glücke hingab, sie, die er anbetete, zu besitzen, war er außer stande gewesen, irgend ein anderes Gefühl, als das seiner Liebe, zu hegen. Er hatte sich so vergessen und sein Rausch war so betäubend gewesen, daß er glauben konnte, seine Empfindungen würden von seiner Frau getheilt. Lange jedoch konnte er solche Illusionen nicht haben: die Kälte des Weibes, die er heiß an sein Herz zog, erstarrte auch ihn, und plötzlich mußte er sich gestehen, daß Lydias Gefühle den seinen nicht glichen. All seine Gluth konnte das Eis in ihr nicht schmelzen, und je mehr er sich bemühte, sie zu erwärmen, ihr seine eigene Leidenschaftlichkeit einzuflößen, desto unempfänglicher und lebloser ward Lydia.

Zuweilen erschreckte ihn etwas wie eine Ahnung ihres stummen Widerstandes. Nie mehr hatte sie ihn so geküßt, wie als Braut, an dem Abend vor seiner Abreise; noch brannten ihm die Lippen von jenem Kusse, und oft versuchte er die Wonne, die er damals bei ihrer hingebenden Zärtlichkeit empfunden hatte, bei ihr wiederzufinden.

Er liebte heiß, aber er liebte allein. Er besaß sie, aber er vermochte ihr kein Leben einzuhauchen, und litt entsetzlich unter dieser Thatsache.

Mit Bitterkeit sagte er sich: „Sie liebt mich nicht!" Dann tröstete er sich wieder: „Am Ende liebt sie mich doch, wenn auch nicht so tief, wie ich sie, und gerade das Uebermaß meiner Zärtlichkeit läßt vielleicht die ihrige ungenügend erscheinen." Dann fürchtete er Lydia lästig zu werden, wenn er sich so vollständig von seiner Leidenschaft hinreißen ließ. Er prüfte und mäßigte sich und überlegte, wo er sich gern rückhaltslos gezeigt hätte. Er war unglücklich; aber anstatt daß dies seine Liebe abgeschwächt hätte, ward sie dadurch nur noch gesteigert. Er klagte sich an, daß er ihr nicht zu gefallen verstand, und machte ihr keinen Vorwurf aus ihrer Gleichgiltigkeit. Nur er hatte alle Schuld, nicht sie. Sie war die Herrin, die sämmtliche Vorzüge in sich vereinigte,und an der alles, was sie that, schön und gut war.

Er zerbrach sich den Kopf darüber, wie er sich ihr angenehm machen könnte. Als er in ihr einen großen Hang zum Luxus entdeckte, verschwendete er Unsummen an die Einrichtung eines hübschen Hauses in der Rue Rembrandt. Er umgab sein Idol mit einem ihrer würdigen Rahmen. Ohne ein Wort der Bewunderung oder des Dankes nahm sie alles hin; sie schien es als selbstverständlich und natürlich zu betrachten, daß man alles aufbot, um sie zu verwöhnen.

Sie schwelgte fortan in kostspieligen Launen und kaufte mit der Unüberlegtheit, ja fast mit der Bosheit eines verzogenen Kindes die seltensten und theuersten Gegenstände. In einer Aufwallung von Zorn hatte sie einen reizenden, von Wattau selbst bemalten Fächer zerbrochen und ins Feuer geworfen, als wäre es eine Bazarwaare für fünfzig Centimes gewesen. Sie hatte ein Hündchen besessen, das vierzehn Tage hindurch das Haus beherrschte. Es durfte die mit Gobelin bezogenen Salonmöbel besteigen, und um es abzurichten, warf sie ihm ihre echten Spitzentaschentücher zu. Dann hatte sie ihn satt bekommen und eines schönen Morgens kalten Blutes im Hof vergiften lassen. In ihr war eine solche Geringschätzung für alles Werthvolle, eine solche Wuth, es zu zerstören, daß dies bei einer jungen Frau, die in der Armuth aufgewachsen war und mit noch mehr Mäßigung als jede andre ihren Reichthum hätte genießen sollen, in Erstaunen setzen mußte.

Sogar ihre Mutter konnte ihre Verwunderung darüber nicht verbergen, und Raimond hatte Madame de Saint-Maurice davon abhalten müssen, rügende Bemerkungen zu machen. Die alte Dame, die in einem nach Süden gelegenen Flügel des Hauses, mit herrlicher Aussicht auf Gärten, untergebracht war, hatte sich im Interesse ihrer Ruhe, die ihr schließlich doch über alles ging, zum Schweigen überreden lassen. Es war nicht allzuschwer zu erreichen gewesen, und fortan überließ sie ihrem Schwiegersohn die Verantwortlichkeit für Lydias tolles Treiben. Dies tolle Treiben erstreckte sich nicht bis in die Leitung des Hauswesens, in dem Leila, wie früher, das unumschränkte Regiment führte. Alles, was nicht direkt unter der Gräfin Ploerne stand, ging seinen geregelten Gang, wenn auch die Ausgaben dafür nicht gering waren. Aber die Lebensweise, wie sie Lydia verlangte und ihr Gatte bewilligte, forderte ein viel höheres Einkommen, als es Raimond besaß. Sein Vermögen wies daher nur zu bald Lücken auf, die ihm zeigten, daß wenn sie es so weiter trieben, er in sechs Jahren ein ruinirter Mann war. Diese Aussicht erdrückte ihn fast, und er begann nachzudenken, nicht wie er ihr Leben in einem bescheideneren Stil einrichten könnte, sondern woher er die Mittel zu dem Aufwand nehmen sollte. Es war ihm unmöglich, seiner Frau den Vorschlag einer Einschränkung zu machen. Er stellte sie sich mit gerunzelter Stirn und einem Schmollen um den entzückenden Mund vor, wenn er von Aenderungen in ihrem eignen, nicht in dem gemeinsamen Budget, sprechen würde, und er wollte sich lieber allem andern, als der Ungnade seiner Göttin aussetzen.

In jenem Moment war Bernheimer dazwischen getreten, den Raimond als den Pathen Thereses seit seiner Kindheit kannte. Als sich Herr Letourneur von ihm trennte, weil die finanziellen Wagnisse Samuels nicht mehr mit den etwas veralteten Ansichten von Thereses Vater übereinstimmten, hatten die guten Beziehungen zwischen den einstigen Kompagnons doch fortbestanden. Bernheimer stürzte sich in kolossale Unternehmungen, die alle gut einschlugen, und Letourneur setzte seinen gemäßigten Gang im Geschäfte fort. Samuel hatte sich der Lebewelt angeschlossen und bald deren Gewohnheiten angenommen, ja selbst übertrieben, aber er verstand sein Geld auszugeben, und seine Freigebigkeit und eine gewisse Liebenswürdigkeit an ihm, die gefiel, hatte ihm bald die Thüren selbst der vornehmsten Häuser geöffnet.

Er besaß eine Jagd, die mit der besten von Frankreich den Vergleich aushalten konnte, und nie wurde ein Wohlthätigkeitsunternehmen ins Leben gerufen, bei dem er sich nicht mit einer großen Summe betheiligt hätte. Schlau wie er war, hatte er die Pariser Gesellschaft richtig beurtheilt und sie bei ihren Interessen und ihrem Vergnügen gepackt, sicher, daß er auf diese Weise von ihr verlangen konnte, was er nur wollte. Vielleicht wurde er insgeheim verachtet; öffentlich mußten sie ihn aufnehmen. Er hatte den vornehmen Herren, die in Paris den Ton angeben, geschmeichelt, hatte sie amüsirt und sich verpflichtet, und unter ihrem Schutze war es ihm nach nur dreimaligem Hinausballotirtwerden gelungen, in den Jockeyklub aufgenommen zu werden.

So war Bernheimer überall gern gelitten, und in den Zeitungen wurde seiner mit Wohlwollen gedacht. Auch dem Ewigweiblichen war er nicht abhold, eine Neigung, die ihn eine Menge Geld kostete. Zudem hatte er sich zu kleiden gelernt und trug stets nur, was seiner Figur vortheilhaft stand. Kurz, er war nicht mehr der „nächste beste", sondern er stellte etwas vor. Wenn er in einem gut sitzenden grauen Anzug, mit einer gelben oder blauen Blume im Knopfloch, kleinen weißen Gamaschen an den Füßen, einer um den hohen Kragen sorgfältig geknüpften Krawatte und in einem wie ein Spiegel glänzenden Hut auf den Boulevards erschien, hatte alles an ihm einen jugendlichen Chic, der seine kräftig gebaute Gestalt und sein rothbackiges Gesicht ins beste Licht setzte. Die Damen vom Theater nannten ihn „Sam", wenn sie von ihm freigehalten sein wollten, eine Bitte, die er stets aufs gewissenhafteste erfüllte. Seine Freunde vom Jockeyklub redeten ihn mit „Bern" an. Jeder hatte ihm gegenüber das Bedürfniß zur Vertraulichkeit, denn er flößte allgemein Sympathie ein. Aber trotz allem hatte er eine ganz eigene Art, die Leute zu schneiden, indem er seinen kalten, klaren Blick über sie hingleiten ließ und auf diese Weise seine Stellung als Millionär wahrte, der zwar liebenswürdig sein konnte, dessen Gutmüthigkeit man aber nicht mißbrauchen durfte.

Sofort nach Ploernes Verheirathung hatte sich Bernheimer um Lydia bemüht. Er erinnerte sich an den großen Eindruck, den ihr Erscheinen damals in der Oper gemacht hatte, und ahnte in der jungen Frau eine der zukünftigen Königinnen der Pariser Gesellschaft. Daher suchte er sich von vornherein in ihrem Gefolge einen ihm zusagenden Platz aus, und um mit Lydia den Vortheil eines intimen Verkehrs haben zu können, spielte er sich, vor allem zur Beruhigung des Gatten, auf den väterlichen Freund hinaus. Bei seinem ersten Besuche im Letourneurschen Hause, dessen Bewohnerinnen eben aus Beaulieu zurückgekehrt waren, wunderte er sich, Therese nicht anzutreffen. Mutter und Tochter wollten, da Lydias Hochzeit in vierzehn Tagen gefeiert werden sollte, erst dann das vom Grafen Ploerne gekaufte Haus beziehen; so fand sie Bernheimer bei Therese ohne Therese.

Madame de Saint-Maurice hatte in ihrer offenen und nichtsahnenden Art sofort erzählt, welchen Kummer ihr Therese durch ihre religiösen Neigungen bereite, die sich auf ein Jahr in das Kloster der Passionsdamen zurückgezogen habe, um dort als Novize zu leben, ehe sie der Welt auf immer entsagen würde. Es war eine ernste Sorge für das wirklich mütterlich empfindende Herz der Tante, der Therese ebenso lieb war wie Lydia. All ihre Beweisgründe und ihre Bitten seien vergebens gewesen, klagte die gute Frau. Therese habe sie gebeten, für immer in ihrem Hause wohnen zu bleiben, und habe es ihr durch eine notarielle Schenkung als Eigenthum zuwenden wollen. Aber wie solle sie es ohne das arme Kind darin aushalten; würde sie ihr nicht in jeder Minute fehlen? Und dann war ihr der Gedanke unerträglich, es sich in den weiten, behaglichen Räumen wohl sein zu lassen, während das liebe Mädchen in einer kleinen, kalten Zelle eingeschlossen war. Nein, sie hatte Thereses Anerbieten abgelehnt, und ihr Schwiegersohn hatte ein Schmuckkästchen von einer Villa am Park Monceau gekauft, wohin sie sofort nach der Hochzeit ziehen wollten.

Während Madame de Saint-Maurice betrübt und redselig ihrem Herzen Luft machte, beobachtete Bernheimer die junge Kreolin, in deren Gesicht ihm ein Ausdruck von kalter Härte auffiel; da war keine Regung von Mitleid oder Bedauern zu entdecken, nur vollständige Gefühllosigkeit. Mit dem Scharfsinn des Mannes, der gewohnt war, mehr als nur die Oberfläche der Dinge zu sehen und sich nie mit den Gründen, die man ihm anführte, zufrieden zu geben, sondern die zu suchen, die man ihm verschwieg ahnte Samuel ein Geheimniß in dem plötzlichen Entschlusse Thereses und dem fast feindseligen Stillschweigen Lydias. Er ließ sich die Adresse des Klosters sagen, in dem Fräulein Letourneur lebte, und nahm sich vor, dort nach der Lösung des Räthsels zu forschen.

Hatte er nicht das volle Recht dazu, sich um Therese zu kümmern? War er nicht ihr Pathe? Unter der Hülle von Egoismus, die Samuel Bernheimer vor allzu raschen Eindrücken zu schützen pflegte, begann ihm doch das Herz zu klopfen. Er sah vom ersten Augenblick an, daß er sich Lydias sonderbares Benehmen in dieser Angelegenheit zu nutze machen konnte.

Mittlerweile war Raimond hinzugekommen, und der Bankier ward von neuem betroffen, als er beobachtete, mit welcher Kälte das junge Mädchen ihren Verlobten begrüßte. Er war verliebt, strahlend und aufmerksam; sie zeigte ein gleichgiltiges, mißachtendes und gelangweiltes Wesen.

Sofort durchschaute Bernheimer die Gefühle der beiden zu einander und baute große Hoffnungen für sich darauf. Wenn sich schon vor der Ehe so wenig Harmonie zwischen ihnen kundgab, welche Aussichten eröffneten sich da für einen Junggesellen, dem alle Mittel der Verführung zu Gebote standen und der schon halb im Sattel saß! Der Bankier beschäftigte sich von da an nicht mehr so ausschließlich mit Lydia, sondern wandte seine ganze Aufmerksamkeit Ploerne zu. Es war viel wichtiger, sich des Gatten als der Frau zu vergewissern. Und was war leichter, als Raimond für sich zu gewinnen, diesen einfachen, harmlosen Mann, der mit der zärtlichen Treue eines Hundes liebte und sich seiner Kraft, die leicht furchtbar werden könnte, nur zum Schmeicheln und Kosen bediente! Eigentlich mußte man Bedenken tragen, das Vertrauen dieses braven Menschen zu mißbrauchen; aber Lydia war eben gar zu verführerisch! Dies alles fuhr Samuel durch den Kopf, als er das Letourneursche Haus verließ, und während noch die guten Gefühle in ihm gegen die schlimmen Versuchungen ankämpften. An jenem Abend faßte er noch keinen Entschluß, sondern ging, um auf andre Gedanken zu kommen, in den Klub.

Am folgenden Tag schlug er die Richtung nach der Rue Saint-Jacques ein, wo sich in der Nähe der Place Denfert, in einem von einem großen Garten umgebenen alten Gebäude, das Kloster der Passionsdamen befand. Er trat hinein, fragte die Pförtnerin, ob Fräulein Letourneur zu sprechen sei, und wartete, vor Kälte mit den Füßen aufstampfend, in einem großen, öden, getäfelten und mit Steinfliesen ausgelegten Sprechzimmer.

Es währte nicht lange, bis er einen leichten Schritt auf dem Korridor vernahm und die Thüre aufging. Mit wehmüthigem Staunen ließ der Bankier seine Blicke über Therese hinschweifen, die in dem grauen Kleid und der weißen Flügelhaube der barmherzigen Schwestern auf ihn zutrat. Sie sah ein wenig blaß aus und versuchte zu lächeln, aber die Thränen liefen ihr die Wangen herab. Ein paar Sekunden lang standen sich Pathe und Pathenkind stumm gegenüber, dann überwand Samuel seine Bewegung, und indem er das junge Mädchen ans Fenster führte, um das volle Licht auf ihre Gestalt fallen zu lassen, begann er: „Wie, meine arme Kleine.... hier und in dieser Kleidung muß ich Dich finden, und ohne, daß Du mir ein Wort davon geschrieben oder mich vorbereitet hättest? Du hieltst es nicht einmal für nöthig, meinen Rath einzuholen. Was ist denn nur vorgegangen? Was konnte Dich hierher führen?"

Therese, die seine Fragen in Verlegenheit setzten, unterbrach ihn mit ruhiger Stimme: „Sie wissen ja, daß ich immer Hang fürs Klosterleben zeigte.. Bisher habe ich ihm widerstanden; jetzt aber ist der Wunsch stärker in mir aufgetaucht und hat den Sieg davongetragen.... sonst liegt kein Grund vor. Ich bin hier sehr zufrieden und glücklich.... sorgen Sie sich nicht um mich."

„Ich sorge mich aber doch und zwar sehr um Dich!" rief Bernheimer aus. „Zu denken, daß Du mit Deinen achtzehn Jahren in einem Kloster, und noch dazu in einem der strengsten eingeschlossen bist! Ein so zartes Mädchen, und so erzogen wie Du! Warum denn nur Therese, warum? Du magst mir wohl von Deinen religiösen Neigungen sprechen.... ich kenne sie ja zum Theil, denn Ploerne hat mir schon Andeutungen darüber gemacht, aber ich kann und will mich nicht zufrieden geben.... Damit willst Du nur Gleichgiltige und Neugierige täuschen. Den Menschen, die man liebt, gesteht man die Wahrheit, und die ist, Therese?"

Während er sprach, beobachtete Bernheimer sein Pathenkind scharf und bemerkte, wie sie bei der Erwähnung Ploernes erbebte. Das von der weißen Haube umrahmte Gesichtchen ward noch um einen Schatten bleicher und ihre Blicke trübten sich. Jedenfalls waren dies Anzeichen, die Bernheimer nicht unausgenützt vorübergehen lassen wollte. Er fuhr fort: „Ich war gestern bei Deiner Tante de Saint-Maurice und fand sie in Deinem Hause mit ihrer Tochter. Sie gaben mir dieselben Erklärungen wie Du und beklagten Deinen Schritt in jeder Weise.... besonders Lydia.... sie scheint sehr an Dir zu hängen."

Bei diesen Worten erbebte das junge Mädchen wie zuvor; wieder erblaßte sie und in ihren Augen blitzte es auf. In Samuel setzte sich die Ueberzeugung fest, daß der Entschluß Thereses hauptsächlich durch Raimond und Lydia hervorgerufen worden sei. Er wollte noch mehr erfahren und verharrte auf dem schmerzlichen Thema.

„Darüber, daß Du ihrer Hochzeit nicht beiwohnen und an ihrem Glück keinen Antheil nehmen willst, ist Deine Kousine untröstlich. „Meine Freude wird nur halb sein!" wiederholte sie einmal über das andre. Ich würde mich gar nicht wundern, wenn sie selbst zu Dir käme, um Dich zu bitten, Dein Asyl zu verlassen, und wäre es auch nur auf einen Tag."

Therese erhob langsam und wie beschwörend die Hände, dann suchte sie ihrer Erregung Herr zu werden und erwiderte: „Versuchen Sie es nicht, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen. Ich will die Welt vergessen und will, daß die Welt mich vergißt."

Trotzdem konnte sie einer überwältigend in ihr aufsteigenden Neugierde nicht widerstehen, und mit zitternder Stimme fragte sie: „Hat Raimond sich dem Wunsch meiner Kousine, mich bei ihrer Hochzeit zu haben, angeschlossen?"

„Nein," erwiderte Bernheimer. „Ich muß Dir sogar eingestehen, daß mich seine Kälte wunderte. Er hatte Dich doch früher so lieb, und ich hätte von seiner Seite wärmere Gesinnungen für Dich erwartet... Er ist eben verliebt und hat für nichts andres Sinn."

„Ich wünsche von ganzem Herzen, daß er glücklich wird," sagte Therese, indem sie die Augen zu Boden schlug.

„Wünschen wir es, aber bauen wir nicht zu fest darauf."

„Wie meinen Sie das?" rief Therese Letourneur aus, indem sie plötzlich die gesenkten Lider hob und ihrem Vormund mit einem verzehrenden Blick ins Gesicht schaute.

„Weil, wenn auch er sie liebt, sie ihn mir gar nicht zu lieben scheint. Nie habe ich einer so innigen Zärtlichkeit eine so vollständige Gleichgiltigkeit entgegenbringen sehen! Hast Du die Beobachtung nicht auch gemacht, solange Du noch um die beiden warst?"

Ohne seine Frage zu beantworten, flüsterte sie: „Wird man je so geliebt, wie man selbst liebt?"

Sie versank in Schweigen, und Samuel ließ sie gewähren. Er dachte bei sich: „Es ist zweifellos, daß mein Mündel Raimond liebt und daß ihr religiöser Hang weiter nichts als verzweifelte Liebe ist. Armes Mädchen! Wie sollte man gegen diese Lydia anzukämpfen vermögen? Ist sie nicht unbesiegbar? Es ist zu traurig, daß Ploerne sie kennen lernen und sich in sie verlieben mußte. Wann aber ist dies geschehen? War es vor seiner Abreise in den Orient, oder erst nachher? Ist es ein Flackerfeuer aus jüngster Zeit oder eine tiefe Empfindung, die durch zwei Jahre der Trennung hindurch vorgehalten hat? Dies muß ich herausbringen; es ist sehr wichtig für mich." Schon gewann in Bernheimer der Egoismus wieder die Oberhand, und über seinen eignen Interessen vergaß er die Leiden seines Pathenkindes.

„Liebt Raimond Fräulein de Saint-Maurice schon lange?" fragte er.

Therese schreckte aus ihren Träumen auf.

„Sie haben sich vor Herrn de Ploernes Abreise miteinander verlobt."

Diese Antwort versetzte Samuel wieder in Ungewißheit. Wenn Therese schon seit zwei Jahren wußte, daß Raimond und Lydia ein Paar werden würden, wie sollte er sich dann ihren plötzlichen Entschluß erklären? Hatte sie in der langen Zwischenzeit ihren Kummer, wenn überhaupt ein solcher bestand, nicht zu überwinden vermocht und ihrer Liebe zu entsagen gelernt? Es mußte entschieden noch etwas andres dabei im Spiele sein. Wenn er die Einzelheiten zusammenbrachte, wenn er scharf beobachtete, mußte er zuletzt der Wahrheit auf die Spur kommen. Und die Kenntniß dieser Wahrheit würde ihm bestimmt zu dem Platze verhelfen, den er schon jetzt für sich zu erstreben die Kühnheit hatte. Er fragte weiter: „Hast Du denn kein Vertrauen mehr zu Deinem alten Pathen... willst Du ihm den wirklichen Grund nicht eingestehen, der Dich ins Kloster treibt? Du weißt. ich bin nicht so leicht zu täuschen; ich ahne hinter Deiner Handlungsweise Motive, die Du mir nicht sagst. Ich will Dich jetzt nicht länger quälen, denn Du bist heute nicht zum Sprechen aufgelegt. Ein andermal wirst Du vielleicht offener gegen mich sein. Denn daß ich Dich bald wieder besuchen werde, kannst Du Dir wohl denken."

Therese lächelte ihren Pathen freundlich an.

„Als ob ich nicht wüßte, wie gut Sie sind! Aber Sie sind so sehr beschäftigt; lassen Sie sich durch mich in nichts stören. Halten Sie mich weder für unglücklich, noch für verrückt und reden Sie mit niemand über mich.... darum bitte ich Sie inständigst.... Wollen Sie mir dies versprechen?"

„Ja, ich verspreche es Dir. Und wenn Du irgend etwas nöthig hast, mag es sein, was es will, so brauchst Du mir nur ein Wort zu schreiben.... Lasse Dir nichts abgehen.... das Haus sieht so dürftig aus.... sei auch auf der Hut, daß man Deine Großmuth nicht mißbraucht. Wer hat die Verwaltung Deines Vermögens in Händen?"

„Mein Notar."

„Schön. Ich werde mich mit ihm in Verbindung setzen. Auf jeden Fall versprich mir, daß Du nichts unterzeichnen wirst, ehe Du meinen Rath gehört hast."

„Ich verspreche es Ihnen... Adieu jetzt, lieber Pathe. Es ist Zeit, daß Sie gehen, denn Besuche sollen hier nicht lange dauern. Das ist die Regel. Und wir sind schon fast eine Stunde zusammen. Leben Sie also wohl."

Therese erhob sich, um sich zurückzuziehen, doch Bernheimer faßte nach ihrer Hand und sagte in bewegtem Tone: „Einen Kuß gibst Du mir wohl nicht mehr?"

Da warf sie sich an seine Brust, und ihre Erregung nicht länger bemeisternd, brach sie in Thräne aus. Er strich ihr sanft über das Haar und mit väterlicher Zärtlichkeit schalt er: „Siehst Du, Kind, wie recht ich hatte... Du hast doch Kummer... Du kannst es mir nicht länger verbergen... Oh ich werde es schon herauszubringen wissen, um was es sich handelt, und wer Dich quält, soll es mit mir zu thun bekommen!"

Sie wand sich aus seinen Armen, und indem sie sich die Thränen aus den Augen wischte, sagte sie mit großer Bestimmtheit: „Sie irren sich.... Ich habe keinen Kummer.... und ich will nicht, daß man meinetwillen irgend jemand ein Leid zufügt."

Dann warf sie ihm noch einen Abschiedsblick zu und verschwand durch die schwere, altersgeschwärzte eichene Thür, während Bernheimer gleichzeitig das Sprechzimmer verließ. Im Hofe stampfte er auf das mit Gras bewachsene Steinpflaster auf, während er sich sagte: „Wenn Lydia und Raimond die Kleine zu dem verzweifelten Schritt getrieben haben.... nun.... dann brauche ich mir ihnen gegenüber keine Skrupel zu machen."

Froh, eine so gute Ausrede sich selbst gegenüber gefunden zu haben, ließ er sich von der Pförtnerin das Thor aufschließen und entfernte sich.

Bei seiner bevorzugten Stellung im Hause des jungen Ehepaares würde der Bankier in Geduld die günstige Gelegenheit für die Ausführung seiner schlimmen Absichten auf Lydia abgewartet haben, wenn er nicht sehr bald die Wahrnehmung hätte machen müssen, daß er es mit Rivalen zu thun hatte. Er war nicht der einzige gewesen, der Lydias Zauber erlegen war. Unter den am meisten Getroffenen hatte er sofort den Marquis de Roquiere als den gefährlichsten erkannt, denn unter all denen, die in der Pariser Gesellschaft eine Rolle spielten, war der kleine Marquis, wie man ihn gern nannte, derjenige, der sich beim schönen Geschlecht der größten Erfolge erfreute. Nicht als ob er sehr schön, sehr reich oder geistreich gewesen wäre; er hatte eben so etwas ganz Besonderes an sich, was gefiel.

Man erzählte sich die erstaunlichsten Dinge von dem Glück, das er bei Frauen hatte, und zwar in allen Kreisen. Die reizende Sophie Haldrich, die so jung gestorben ist, nachdem sie nur wenige Male aufgetreten war und durch ihren Gesang alle Welt bezaubert hatte, war sterblich in ihn verliebt gewesen. An der Scheidung der Gräfin Brümant trug er die Schuld. Wenn man Roquiere zum erstenmal sah, fragte man sich: „Das soll der Herzenräuber sein, der so viel Unheil anrichtet! Der sieht ja so unbedeutend aus!" Wenn man aber näher mit ihm bekannt wurde, verstand man den Eindruck, den er hervorzubringen im stande war. Er erreichte seinen Zweck vor allem durch Beharrlichkeit und eine zähe Ausdauer, indem nichts mehr für ihn existirte, außer seiner Liebe. Dadurch ging von ihm etwas wie ein magnetischer Einfluß aus, der allmählich jeden Widerstand brach. Von dem Moment an, wo er sich sagte, daß er eine Frau liebte, hatte er nur noch eine Sorge — sie zu gewinnen, und durch tausend Mittel und Wege bewies er ihr seine leidenschaftliche Hingebung. Er war der vollendete Typus des Frauenjägers, für den die Frau alles auf der Welt bedeutet.

Bernheimer selbst hatte ihn im vergangenen Jahr Lydia vorgestellt. Er war, wie immer im ersten Moment, nicht beachtet worden, hatte dies wohl durchgefühlt und sich auf die Zukunft vertröstet. Er verstand zu warten; auch dies war eines seiner Talente. Jetzt, wo Lydia wieder in der Pariser Gesellschaft erschien, setzte er die Belagerung aufs neue und zwar mit voller Thätigkeit in Szene. Es hatte trotzdem nicht den Anschein, als dürfe er sich große Hoffnungen machen, denn er wurde von Lydia nicht anders als Bernheimer behandelt; mit derselben spöttischen Liebenswürdigkeit, welche die Bewerber um ihre Gunst nicht entmuthigte, sie aber stets auf ein und demselben Standpunkt seufzen ließ. Roquiere hatte den Tanz und seinen Ruf als bester Kotillonvortänzer für sich; Samuel die Börse und das Verdienst, guten finanziellen Rath geben zu können.

Nach Verlauf von einigen Monaten berechnete sich Raimond, was er schon für seine Einrichtung ausgegeben hatte und was er noch brauchen würde, um auf demselben Fuße weiter zu leben. Er kam zu dem traurigen Schlusse, daß seine ersten beunruhigenden Vermuthungen die richtigen waren und daß er dem Ruin entgegenging. Als er sich verheirathete, hatte er über eine Rente von zweimalhunderttausend Franken verfügt. Der Kauf seines Hauses und dessen luxuriöse Ausstattung hatten indeß fast eine Million verschlungen, und sein Einkommen hatte sich demnach um ein Viertel verringert. Die Führung seines Haushalts aber erforderte dreimalhunderttausend Franken jährlich, und diese reichten auch nur dann aus, wenn Lydia keine allzu kostspieligen Launen hatte. Es war ihm einfach unmöglich, ihr etwas abzuschlagen, und infolge ihrer Einfälle sah er sich genöthigt, ein bretagnisches Pachtgut nach dem andern zu verkaufen.

Man hätte fast annehmen können, daß sich Lydia mit diabolischem Scharfblick Rechenschaft über die Lage ihres Gatten ablegte und daß sie entschlossen war, ihn zu ruiniren, denn sie war nie um eine theure Kaprize verlegen und zeigte dabei die fürchterliche Gleichgiltigkeit einer Kourtisane, die weiß, daß dem zu Grunde gerichteten Liebhaber ein andrer folgen wird, wodurch ihrer Verschwendungssucht keine Schranken gesetzt sind.

Trotzdem schenkte sie der bekümmerten Miene Raimonds, mit der er sie empfing, wenn sie vom Einkauf einer Zobelpelerine für dreißigtausend Franken oder einem — ach so billigen — Gelegenheitskauf einer Spitze für tausend Louisdor zurückkam, Beachtung, denn sie ertrug es nicht, daß man ihren Launen nicht mit dem nöthigen Enthusiasmus begegnete, und erkundigte sich deshalb nach dem Grunde dieses Mangels an Freude an ihrer Freude. Ploerne, der sich nicht verstellen konnte, schüttete ihr natürlich sofort sein Herz aus. Er erwartete einen Ausbruch von Reue über die Vergangenheit und weiser Versprechungen für die Zukunft von ihr, aber er sah voll Kummer, wie sich Lydias Züge verfinsterten und wie die einzige Empfindung, die sein Geständniß hervorzurufen vermocht hatte, das Bedauern war, nicht mehr so frei und ohne zu rechnen, Geld zum Fenster hinauswerfen zu dürfen.

Nach ein paar Augenblicken peinlichen Schweigens kam es in eisigem Tone von ihren Lippen: „Ich habe gemeint, wir seien reich. Entschuldige wenn ich Dir Sorgen bereitet habe; ich werde mich von jetzt ab einzuschränken suchen."

(Fortsetzung folgt.)

— Mehr als das. — Erster Student: „Ist Deine Uhr eine Anker?" — Zweiter Student: „Mehr als das! Sehr oft ist die Uhr ein Rettungsanker!"

— Dann allerdings. — „Ich begreife wirklich nicht, wie Sie über eine so einfältige Bemerkung lachen können." — „Freundchen .... ich muß .... ich bin dem Mann ja hundert Mark schuldig."

Für die Küche.

Gedämpfte Ente. Die rein gemachte Ente wird in Butter fast weich gedünstet; dann gießt man etwas Fleischbrühe dazu, etwas Weißwein, Zwiebeln, 4 ganze Nelken, 2 ausgegrätete und gewiegte Sardellen und braunes Mehl und läßt dieses zusammen eine Viertelstunde kochen. Hierauf legt man die Ente heraus, streicht die Sauce durch, schmeckt sie ab mit Kapern, Essig und Zucker und richtet sie mit der Ente an. Hierzu passen Salzkartoffeln.

Backhähnel. Ganz frisch geschlachtete junge Hühner werden ausgenommen, flammirt, gewaschen, in Stücke getheilt (2 Brust- und 2 Keulenstücke), mit Salz, wenig Pfeffer, Citronensaft, einigen Zwiebelscheiben, einem Bouquet Petersilie eine Stunde marinirt. Nun wird das Fleisch abgetrocknet, in abgeschlagenem Ei und geriebener weißer, recht krauser Semmel panirt und sofort in heißem Backfett zu schön hellbrauner Farbe gebacken. Richtet man diese Backhähnel extra an, so gibt man eine kräftige Kalbsjüs dazu und garnirt sie mit ausgebackener Petersilie.

Wiener Rostbraten. Aus einem Rippenstück löst man die Knochen aus, schneidet das Fleisch in fingerdicke Scheiben, klopft diese mit dem Hackmesser etwas breit und bestreut sie mit Pfeffer und Salz. Darauf taucht man sie in zerlassene Butter, legt sie auf einen Rost und röstet sie auf beiden Seiten braun, richtet sie auf einer Schüssel an und gibt eine kräftige Tunke dazu. Man garnirt sie mit gebratenen Kartoffeln.

Gans auf französische Art. 1½ Pfund gute Kastanien werden geschält, in geschmolzener Butter, etwas Wasser mit einem halben Löffe Fleischertract weich gedünstet und ne der Gänseleber fein gehackt, mit einem halben Pfund gewiegtem Schweinefleisch, einigen klein geschnittenen Zwiebeln, Petersilie, Salz, Pfeffer und Muskatnuß gemischt, eine Viertelstunde in ein wenig Bouillon geschmort. Nachdem die Gans vollkommen vorbereitet und zum Braten zurechtgemacht worden ist, füllt man sie mit der angegebenen Masse, bratet sie weich und macht die Haut croquant, indem man sie mit einem Löffel kalten Wassers übergießt, dann aber nicht weiter überfüllt. Für die Sauce benutzt man den Bratenfond, der gut von der Pfanne gelöst und entfettet, mit ein wenig Kartoffelmehl sämig gemacht wird.

Leberklöschen. Ein knappes halbes Pfund Kalbsleber schabt man fein, gibt ein Achtel Pfund recht fein gehacktes Nierenfett, eine Prise Pfeffer, etwas Muskatnuß, etwas gestoßene Nelken, sowie eine gute Prise Majoran hinzu. Ein Milchbrödchen wird eingeweicht und wieder ausgedrückt, dann schwitzt man eine Chalotte in frischer Butter, gibt die obige Masse, wohlvermengt, dazu und dämpft alles zusammen; dann hackt man Petersilie, gibt das hinein, und läßt alles abkühlen. Dann kommt hinzu: vier Eier, das nöthige Salz und soviel geriebenes Weckmehl, daß ein weicher Teig daraus wird. Aus diesem formt man dann die Klöschen und gibt sie in die kochende Suppe.

Zungen-Cotteletts. Eine frische Ochsenzunge wird in Salzwasser weich gekocht und in fingerdicke Scheiben geschnitten. Diese wendet man in geschlagenem Ei, dem man etwas geriebene Muskatnuß beifügen kann, und nachher in Weckmehl um und brät sie in Butter goldgelb, worauf man sie mit Spinat servirt.

Sandtorte. Ein halbes Pfund Zucker wird mit vier ganzen Eiern und vier Dottern zu Cream gerührt, dazu die geriebene Schale von einer halben Citrone, knapp ein Viertel Pfund geschmolzene Butter, und der Schaum von den vier Eiweißen. Alles gut zerrühren und zuletzt das Mehl unter stetem Rühren hineinsieben, es ist vielleicht ein halbes Pfund nöthig, man kann schon sehen, wenn die richtige Steife erreicht ist. Bei guter Hitze ein Stunde backen.

Kalter Punsch. Drei Flaschen rothen, drei Flaschen weißen Wein, eine halbe Flasche guten Rum,den Saft von drei Citronen und zwei Pfund Zucker koche man zusammen auf, fülle den Punsch kalt in Flaschen und hebe ihn gut verkorkt zum Gebrauche auf. Dieser Punsch heißt Majoratspunsch.

Feines Apfelcompott. Ungeschälte Aepfel schneidet man in Stücke und kocht sie mit etwas Weißwein, Zucker, Zimmt und etwas Citronenschalen zu Brei, schlägt diesen durch und mischt den Schnee von drei Eiweißen darunter. Von dieser Masse bereitet man eine dickeSchicht auf einer Schüssel, bestreut dies dann in derDicke eines kleinen Fingers mit geriebenem Schwarzbrot, das man mit Zucker und Zimmt vermischte und wechselt mit beiden Lagen ab, bis der Brei aufgebraucht ist. Die Aepfel müssen die letzte Lage bilden, dann streut man Zucker und Zimmt darüber und glacirt die Oberfläche mit einer glühenden Schaufel.

— Gut vorbereitet. „Ada, theuerste Ada, wollen Sie die Meine werden?" — „Aber, Karl, das kommt mir so unerwartet! Sie müssen mir ein klein wenig Zeit lassen!"—„Wie lange, Theuerste?" — „O, ich will nur Mama herbeirufen — sie wartet im Nebenzimmer!"

— Boshaft. A.: „Der Karl muß, als er sich verlobte, einen schönen Schnupfen gehabt haben." — B.: „Warum meinst Du das?"—A.: „Weil man bei einem Schnupfen keinen Geschmack hat!"

— Bezeichnend. „Können Sie mir nicht sagen, Herr Nachbar, ob mein Mann noch im Wirthshaus ist?" — „Nein, er pendelt schon nach Hause!"